Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 66 (1986)

Heft: 7-8

Artikel: Redens-Unarten : am Rande auch zum Thema Mundart und Schriftsprache

Autor: Krättli, Anton

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164345

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anton Krättli

Redens-Unarten

Am Rande auch zum Thema Mundart und Schriftsprache

Ein Stein des Anstosses ist aus dem Weg: seit Juni 1986 wird die *«Mattinata»* von Radio DRS 2 *«hochdeutsch moderiert»*. Mundart, so erläutert die Agenturmeldung, sei seit ihrer Einführung als Sprache für die Ansage und die kommentierenden Zwischentexte dieser Sendung umstritten gewesen. Die Hörerforschung habe zwar eine Zustimmung der Mehrheit ergeben, doch sei die Mundart bei einer starken Minderheit auf scharfe Ablehnung gestossen. Der Entschluss der verantwortlichen Programmschaffenden, einmal nicht plebiszitär, sondern sachgemäss zu handeln und für die Präsentation dieser Musiksendung die hochdeutsche Sprache zu wählen, fällt zeitlich zusammen mit einer Willenskundgebung des Bundesrates, *«Massnahmen gegen die drohende Verdrängung der deutschen Schriftsprache durch das Schweizerdeutsche zu ergreifen»*. Dies der Wortlaut einer Notiz, die – in meiner Zeitung zudem überschrieben mit dem bildhaften Titel: *«Bundesrätliche Lanze für die Schriftsprache»* – anfangs Mai durch die Schweizer Presse ging. Nun ist freilich umstritten, ob dazu ein zureichender Anlass bestehe. Den einen ist der vermeintliche Vormarsch der Mundart tatsächlich ein Ärgernis, die andern begrüssen ihn. Wiederum andere leugnen ihn aber und nennen es die natürlichste Sache der Welt, dass im *«labilen Gleichgewicht»* zwischen Mundart und Standardsprache, welches die deutschschweizerische Sprachsituation kennzeichne, Schwankungen eben vorkämen. Man müsse da von Fall zu Fall entscheiden. Wichtig sei allein, den Sinn für die richtige Wahl der Sprachform wach zu halten [1]. Offenbar schläft er nicht, wie die Korrektur bei der «Mattinata» und die sprachpolitische Absichtserklärung des Bundesrates beweisen.

Aber wir haben es möglicherweise mit Vorgängen und Erscheinungen zu tun, die mit dem Deutschschweizer Sprachenproblem nur am Rande zusammenhängen. Zu beobachten sind Entwicklungen, die allesamt weg vom streng Geformten, weg von den gepflegten und darum offenbar als lästig empfundenen Umgangsformen, weg von aller Norm und hin zum Spontanen, Lockeren und Lebendigen drängen. In der Schule, in den Medien, an der Art, wie man sich kleidet und gewiss auch wie man spricht,

sind die Veränderungen erkennbar. Die Krawatte ist lästig und engt ein, der Pullover setzt sich gegen die Jacke durch, und Jeans sind überall. Alle diese Einzelheiten sind Ausdruck eines Trends weg vom Elitären, Akkuraten und Ausgezeichneten. Dass dieser Trend auch die Sprache erfasst, verwundert nicht. Anordnungen von oben, zum Beispiel wo Mundart und wo Schriftsprache zu sprechen sei, werden ihn nicht wenden. In der «Mattinata» werden wir nun zwar erfreulicherweise nicht mehr vom *«Chöchu-Verzeichnis»* hören, sondern vom *«Köchel-Verzeichnis»*. Vielleicht wird man demnächst auch wieder dazu zurückkehren, literarische, in Schriftsprache verfasste Neuerscheinungen hochdeutsch zu rezensieren. Aber wenn derartige Übergriffe der Mundart auf Gebiete, die ihr kaum gemäss sind, von den Programmverantwortlichen vor kurzem noch ausdrücklich gewünscht und empfohlen worden sind, so war das eine aussengelenkte Sprachregelung, die – im Zeichen angeblicher *«Hörernähe»* und *«hörerfreundlicher Vermittlung kultureller Inhalte»* – dem umfassenden Trend folgte.

Denn es ist keine Frage: Hochdeutsch ist für den Schweizer ungewohnt, er muss sich ein wenig anstrengen, es zu sprechen. In Mundart kann er sich gehenlassen. Es gibt Volkshochschulen, die ihren Referenten empfehlen, die Kurse möglichst im Dialekt zu halten, weil sie befürchten, die Standardsprache halte die Hörer ab und mindere die Beteiligung. Zwar trifft ja gerade für die Schweiz nicht zu, dass die Mundart die Sprache des Volkes, die Hochsprache dagegen die Sprache der Gebildeten und der gehobenen Klasse sei. Aber es gilt nun einmal, was Erfahrung lehrt: Radio- und Fernsehsprecher, auch Pfarrer übrigens, die sich der Mundart bedienen, gelten als *«volkstümlicher»* und dem Publikum näher. Das bezieht sich ausschliesslich auf die Sprache als Rede, nicht auf das geschriebene und gedruckte Wort. Die Presse erscheint bis hin zum verbreiteten Boulevardblatt selbstverständlich in Schriftsprache, und man könnte nicht sagen, dass sie ihr Publikum darum weniger erreiche. Ich meine entschieden, auch ein in Hochdeutsch gesprochener Text, wenn er wenigstens nicht der Aussprache wegen den Ohren wehtut, sei nicht weniger «hörerfreundlich» als zum Beispiel ein unangenehm anbiedernder Stadtdialekt, der auf modische Einschübe und moderne Redens-Unarten nicht verzichtet und dennoch daherkommt, als sei er volksverbunden wie sonst nichts.

Sprachlandschaft und «Mundartwelle»

Die Sprachwissenschaft kennt im strengen Sinn kein *«Schweizerdeutsch»*. Rudolf Hotzenköcherle verweist in der Einleitung zu seinem grossen und grundlegenden Werk *«Die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz»*, das

erst 1984, acht Jahre nach dem Tod des Verfassers, mit Unterstützung des Nationalfonds publiziert werden konnte, mit Nachdruck darauf hin, dass es sich da um einen imaginären Sammelbegriff handelt[2]. Auch Hotzenköcherle setzt das Wort in Anführungszeichen und macht darauf aufmerksam, dass wir es insgesamt mit Mundarten in germanischer und deutscher Randstellung zu tun haben. Die Schweiz, sofern deutscher Sprache, ist jedoch keine Einheit, und Lauterscheinungen, die verschiedene Gebiete zusammenschliessen oder gegeneinander abgrenzen, greifen durchaus auch über die politische Grenze hinaus. Dialektforschung ist darum vorwiegend die immer genauere Beschreibung der Sprachräume, der Sprachlandschaften in ihrer geographischen Struktur. Schon Franz Joseph Stalder, Dekan und Pfarrer zu Escholzmatt im Entlebuch und Chorherr am Stift zu Beromünster, gab seinem 1819 in Aarau erschienenen Werk den schönen, umständlichen Titel: «*Die Landessprachen der Schweiz oder Schweizerische Dialektologie, mit kritischen Sprachbemerkungen beleuchtet, nebst der Gleichnisrede von dem verlorenen Sohne in allen Schweizermundarten.*»[3] Ihn, und erst recht alle seine Nachfolger, faszinierte die Formenvielfalt der Mundarten. Ihre wissenschaftliche Arbeit galt dem Sammeln der zahlreichen Bezeichnungen für ein und dieselbe Sache, den Lautvarianten und ihrer geographischen Verbreitung, dem kulturellen Reichtum einer hochdifferenzierten Struktur. In jahrzehntelanger Arbeit über Generationen hinweg entstand das grosse Werk des Schweizerdeutschen Idiotikons, es entstanden zahlreiche Monographien über die einzelnen Sprachregionen, und schliesslich, als Zusammenfassung dieser Einzeluntersuchungen und in Auswertung einer Fülle neuer Aufnahmen vor Ort, entstand der Schweizerdeutsche Sprachatlas, ein prachtvolles Kartenwerk, das die Sprachräume sichtbar macht. Einer, der sein Lebenswerk den Mundarten gewidmet und eine grosse Zahl jüngerer Sprachforscher dafür motiviert und ausgebildet hat, ist Rudolf Hotzenköcherle. Der posthum erschienene Band über die Sprachlandschaften stellt die erste zusammenfassende Auswertung der Karten und Materialien des Sprachatlasses dar. Das statische Bild, das die Karten zeigen, wird in der Interpretation des meisterlichen Deuters lebendig. Man sieht, wie Sprache lebt, wie sich Mundartgrenzen bilden und verschieben, wie innersprachliche und aussersprachliche Kräfte dabei zusammenspielen. Geschichtliche Ereignisse, volkskundliche Traditionen und topographische Gegebenheiten bedingen gemeinsam das Sprachleben des Landes.

Schon die Überschriften der einzelnen Kapitel sind aufschlussreich. Hotzenköcherle, das ist ein methodischer Grundsatz, geht immer von konkreten Beispielen und Belegen aus, etwa wenn er Nord/Süd-Gegensätze und Ost/West-Gegensätze herausarbeitet: zum Beispiel den Verlauf

der Grenze zwischen *Haar* und *Hoor, schniie* und *schneie, gäärn* und *gääre* (Nord/Süd) oder dann (West/Ost) zwischen *traage* und *trääge*. Die Beschreibung der Sprachräume stellt Beziehungen zu volkskundlichen Befunden her. Das Gebiet des Kantons Aargau erweist sich auch in sprachgeographischer Sicht als ein Umschlagplatz, auf dem Vorstösse östlicher Formen nach Westen oder westlicher Formen nach Osten zu beobachten sind. Hotzenköcherle widmet der dreigeteilten Region ein grosses Kapitel, das wiederum Geschichte, Volkskunde und andere aussersprachliche Hintergründe in die Darstellung einbezieht, um die doppelte Spannung – sprachgeographisch gesprochen – zwischen West und Ost und Süd und Nord plastisch herauszuarbeiten. Der Autor nennt den Aargau einen der interessantesten Sprachräume der Schweiz.

Ich kann hier natürlich nicht zusammenfassen, was sein material- und gedankenreiches Werk enthält, weil in unserem Zusammenhang die tausendfach belegte Einsicht genügt, dass Mundart immer an ihren Sprachraum gebunden ist, auf volkskundlichen Traditionen beruht und jedenfalls die Sprachform des lebendigen Ursprungs ist. Schon von daher müsste man darum einsehen, wie verfehlt es ist, ausgerechnet den Dialekt zur bevorzugten Sprache der grenzüberschreitenden Medien der deutschen Schweiz machen zu wollen. Radio und Fernsehen sind doch – die Regionalprogramme und neuerdings natürlich die Lokalsender ausgenommen – auf grössere Verbreitung hin angelegt und bedacht. Sie strahlen ihre Sendungen über das gesamte Gebiet des Landes aus, sollten also auch in den französisch oder italienisch sprechenden Landesteilen empfangen und verstanden werden können, und falls man jenseits der Schweizergrenze dafür Interesse haben sollte, wäre es erst recht wenig sinnvoll, diesen Interessenten den Zugang durch die verfehlte Wahl der Sprache zu vermauern. Einer, der nach dem Krieg als Sprecher von Radio Zürich seine erste Ansage machte, steht fassungslos vor *«sprachpolitischen Exzessen»*, wie er sie neuerdings an unseren Medien beobachtet[4]. Damals, sagt er, gab es ein unbelastetes Nebeneinander von Mundart und Hochsprache. Mit der Mundart ging man pfleglich um und achtete darauf, dass sie nicht verfälscht wurde. Die Hochsprache aber hatte ihre unbestrittene Geltung, war im Bereich der Ansage die Regel und nicht etwa die Ausnahme. Mundart war sinnvollerweise den Jugendsendungen, dem Kabarett und dem Volkstümlichen vorbehalten. So war das 1945, erstaunlich genug, wenn man bedenkt, dass im Zeichen Geistiger Landesverteidigung während der Naziherrschaft die Besinnung auf das Bodenständige und Eigene geboten war. Trotzdem behielt die deutsche Sprache ihre feste Position und war am Radio die selbstverständliche Sprachform der Programmschaffenden. Die *«Weltchronik»* von Professor von Salis wurde selbstver-

ständlich in dieser Sprache gesprochen. Man empfand sie, sagt unser Gewährsmann, richtigerweise nicht als etwas Fremdes, sondern als eine Sprachform, die zu uns gehört.

Es ist Guido Frei, der Direktor des Deutschschweizer Fernsehens im Ruhestand, der sich in dieser Weise erinnert. Er muss es schliesslich wissen, wenn er sagt, es sei der Übergang zum Fernsehen gewesen, der Zwang also, vor einer Kamera ohne Manuskript zu sprechen, auf den Zuschauer zu blicken und nicht in den Text, der schliesslich *«eine Präferenz der Mundart»* ergeben habe. Der eher unbewegliche und ohnehin in freier Rede schwerfällige und gehemmte Alemanne habe auf die Anforderung, spontan und improvisiert zu formulieren, unwillkürlich die Mundart vorgezogen, die Alltagssprache. Die Beobachtung ist nicht zu widerlegen. Wir haben sicher zu wenig Übung in der Anwendung des Hochdeutschen, unserer Standardsprache. Wir benützen sie womöglich weniger als eine Fremdsprache, in der wir Konversation gelernt und geübt haben. Denn eben diese Übung fehlt dem Deutschschweizer fast ganz. Dass er sich in eine Diskussion einlässt, in der nicht Mundart gesprochen wird, ist die Ausnahme. Aber Sprache erwirbt man nur, indem man sie spricht. Nicht passiv, als Leser oder als Hörer, eignet man sie sich an, sondern als gestaltender Sprecher, der die Kommunikation sucht und herstellt, der sich Sprache aneignet, indem er sie selbst hervorbringt.

Fängt das Übel in der Schule an?

Wahrscheinlich ist es ungerecht, die Schule im Streit um Mundart oder Schriftsprache zum Sündenbock zu machen. Die *«Reformpädagogik»* der siebziger Jahre, die in der Schriftsprache ein *«bürgerliches Herrschaftsinstrument»* und in der Orthographie ein *«Mittel der Repression»* erkennen wollte, hat in der deutschen Schweiz nie die blamable Bedeutung erlangt, die sie in einem Teil der Bundesrepublik für kurze Zeit haben mochte. Es wäre ohnehin verfehlt, die Ursache für möglicherweise verminderte sprachliche Fähigkeiten der Jugend in derartigen Strömungen zu suchen. Es handelt sich vermutlich nicht um fehlende Fähigkeiten, sondern um erhöhte Unlust, sich sprachlich auszudrücken. Bezogen auf das Deutschschweizer Sprachenproblem muss man ohnehin einsehen, dass gerade die Schule sinnvollerweise Mundart und Schriftsprache in ihren Funktionen anwendet und damit den Grund legt zum Sprachleben des Landes. Entscheidend fällt ins Gewicht, dass der Schüler von Anfang an die Standardsprache nicht als eine künstliche Sprache, auch nicht als eine Fremdsprache kennenlernt, sondern als seine zweite Sprache innerhalb einer für uns charakteristischen zweisprachigen Situation, der bestimmte

Funktionen zugewiesen sind. Später wird er lernen, wie sehr auch die deutschschweizerische Standardsprache ihre ureigenen *«helvetischen»* Charakteristika hat, nicht zu verwechseln mit dem Deutsch, das anderswo gesprochen und geschrieben wird. Jeremias Gotthelf war kein Mundartautor, dennoch aber unverkennbar ein von seiner Sprachlandschaft geprägter Dichter. Seine Bauerngeschichten im Dialekt aufzuzeichnen, wäre ihm nie in den Sinn gekommen.

Was nun die Situation in unseren Schulen betrifft, müssen wir uns nicht auf Vermutungen oder zufällige Beobachtungen stützen, seit in der Reihe *«Sprachlandschaft»,* die Robert Schläpfer und Rudolf Schwarzenbach herausgegeben, der Band *«Mundart und Standardsprache als Problem der Schule»* von Peter Sieber und Horst Sitta vorliegt[5]. Die beiden Autoren sind der Ansicht, es sei neuerdings eine spürbare Aufwertung der Mundart zu beobachten. Das ist eine vielleicht etwas verharmlosende Formulierung, weil ja doch der um sich greifende Gebrauch des Dialekts mit Sprachpflege an sich nicht das geringste zu tun hat. Es sei als Folge der *«Aufwertung»,* so Sieber und Sitta, ein Druck auf die Schule entstanden. Zum Beispiel fällt auf, dass in den Jahren von 1977 bis 1984 viele Weisungen, Richtlinien, Kreisschreiben und Verordnungen von Erziehungsdirektionen erlassen worden sind, die allesamt den *«Gebrauch von Mundart und Schriftsprache im Unterricht»* zum Thema haben. Nun ist natürlich die Schwierigkeit riesengross, ein hundertprozentig zutreffendes Bild der Zustände an den Schulen der deutschen Schweiz zu gewinnen. Die Vielfalt der Lehrpläne und Methoden, die Differenzen und Varianten in unserer föderalistisch aufgesplitterten pädagogischen Provinz sind viel zu zahlreich und viel zu gross, als dass man da allgemein zutreffende Aussagen machen könnte. Zu vermuten ist aber, kein Kreisschreiben und keine Verordnung vermöge zu ändern, was dem Sprachempfinden und den Sprachgewohnheiten entspricht. Peter Sieber und Horst Sitta haben darum Unterrichtsbeobachtungen durchführen lassen, aus denen die Bearbeiter die nachfolgenden Funktionszuweisungen von Mundart und Schriftsprache in der Schule ableiten.

So dient die Mundart allgemein der Herstellung einer *«informellen Beziehung oder ist Ausdruck einer bereits bestehenden informellen Beziehung»*. Sie ist die Sprache der Spontaneität, etwa wenn es darum geht, Beobachtungen an Pflanzen oder Tieren zu nennen und zu beschreiben. Wenn sich Schüler und Lehrer in einem ersten Gespräch einem Sachverhalt nähern, wird in aller Regel Mundart gesprochen. Sieber und Sitta nennen die Standardsprache im Gegensatz dazu *«die Sprache der Planung»*. Das Unterrichtsgespräch mündet in der Regel in die Phase, in der die Ergebnisse schriftlich festgehalten werden. Da müssen dann also *«Sätzlein*

gemacht» werden, die man an die Tafel und ins Heft schreiben kann. Hier geschieht vermutlich, was unerwünschte Folgen hat und die gefühlsmässige Einstellung der Schüler zur Schriftsprache negativ prägt. Aus dem aufregenden Spiel des Entdeckens und Benennens wird anstrengender Ernst; die Sprachform wirkt unnatürlich, in Schrift erstarrt, was erst noch lebendige Wirklichkeit war. Dass Hochdeutsch eine Sprache sei, die auch wir Schweizer sprechen könnten, in der Möglichkeiten höchst lebendiger und persönlicher Darstellung, auch Möglichkeiten des Gefühlsausdrucks und der Sprachmusik schlummern, wird vermutlich viel zu wenig vermittelt, zu wenig geübt. Der Aufsatz ist dazu kein geeignetes Mittel, im Gegenteil, er ist für den Deutschschweizer Schüler weit eher mit dem Odium der Künstlichkeit, sozusagen der sprachlichen Unnatur behaftet. Der Schüler müsste viel häufiger die Erfahrung machen dürfen, dass die Standardsprache eine gesprochene, eine zu sprechende Sprache ist, eben nicht nur Schriftsprache, sondern eine Form höchst lebendiger Kommunikation.

Die beiden Verfasser des Bandes *«Mundart und Standardsprache als Problem der Schule»* haben im Zuge ihrer Untersuchungen die Schüler einer berufsbildenden Klasse selbst charakterisieren lassen, wie sie die zwei Sprachformen empfinden. Was dabei herausgekommen ist, bestätigt unsere Befürchtungen. Der Dialekt wird da als *«persönlich»* qualifiziert, die Standardsprache dagegen als *«unpersönlich»*. Die Gegensatzpaare gleichen diesem ersten: *«Vertraut / unvertraut»*, *«frei / steif»*, *«locker / gepflegt»*, *«einfach / kompliziert»* lauten sie, und ganz besonders fällt auf, dass da auch steht, die Mundart sei *«ausdrucksstark»*, die Schriftsprache dagegen *«wenig gefühlsbetont»*. Daraus muss man schliessen, der Unterricht weise dem Hochdeutschen vorwiegend rationale Funktionen zu. Es wird nicht versucht oder es scheint nicht zu gelingen, diese Sprache zum Klingen zu bringen, sie als Sprachform natürlichen, ungezwungenen Umgangs und Gebrauchs zu entkrampfen. Solange wir aber nicht erreichen, den Schülern Lust zu machen, in dieser Sprache zu scherzen, sich zu necken, zu streiten und zu schwärmen, werden sie die Mundart *«sympathisch»* und die Schriftsprache *«nicht lustig»* und *«eher trocken»* finden.

Mit Lehrplanvorschriften wird man das schwerlich ändern können. Der spielerische und lustvolle Umgang mit der Standardsprache dürfte natürlich nicht auf die Schule beschränkt sein, wenn auch gewiss vor allem von ihr die nachhaltigsten Impulse dazu ausgehen könnten, durch Improvisationen, durch Theaterspiel, durch Sprechübungen wie zum Beispiel Sportreportagen oder Übungen in Rhetorik, mit Anhörung und kritischer Besprechung vorbildlicher Beispiele dieser Gattungen. Wenn die Schülererfahrung immer nur die ist, dass das Spontane am Schluss eines Lernprozesses in Schriftsprache eingesperrt wird, dürfen wir uns nicht darüber

beklagen, wenn diese Sprache je länger je weniger spontan gesprochen wird. Ich halte es in diesem Zusammenhang auch für eine Redens-Unart, wenn Deutschschweizer – zum Beispiel im Parlament oder sonst in öffentlicher Versammlung – die Hochsprache betont *«schweizerisch»* aussprechen. Es geht nicht um Bühnendeutsch: das erreicht ohnehin keiner ohne strenge Schulung, auch der Deutsche oder der Österreicher übrigens nicht. Aber wer für den sinnvollen Gebrauch der Hochsprache in der deutschen Schweiz eintritt, muss sich darum bemühen, dass diese Sprache auch lautlich nicht verhunzt wird. Gerade die Hörmedien aber sollten es sich vermehrt zur Pflicht machen, den Wohllaut und die Schönheit dieser Sprachform ihren Hörern zum Erlebnis zu machen, durch Lesungen vor allem, durch gesprochene Dichtung nicht nur im Zweiten Programm.

Peter Sieber und Horst Sitta schliessen ihr Buch mit Empfehlungen für die Schule. Die erste: Man soll Distanz gewinnen zu der Vorstellung, die Standardsprache sei die erste Fremdsprache, die wir lernen. Die zweite: Die Schule soll die positive Einstellung zur Standardsprache ausbauen. Und die dritte: Die Anbindung der Sprachformen an einzelne Fächer muss durchbrochen werden. Man muss, dies allgemein, *«in der Standardsprache scherzen und über seine Gefühle sprechen und in Mundart anspruchsvoll arbeiten können»:* das heisst, man soll fähig sein, die üblichen Funktionszuweisungen ganz bewusst auch zu vertauschen. Es ist natürlich vor allem der Lehrer, dem die entscheidende Rolle zufällt. Gelingt es ihm, die Standardsprache der Schriftlichkeit zu entreissen, sie zu einem lebendigen Ausdrucksmittel im Gespräch, im gestalterischen und spielerischen Umgang mit Sprache zu machen? Die beiden Verfasser lassen keinen Zweifel daran, dass man damit schon ganz zu Beginn der Schulzeit den Anfang machen muss, nicht erst später.

In der Sprache wohnen

Aber später dann, wenn die Schulzeit längst zurückliegt, müsste Gesprächskultur, auch hochdeutsche, weiter gepflegt werden. Ich neige zur Ansicht, Radio und Fernsehen, die hinsichtlich der neuen «Mundartwelle» seit langem schon im Kreuzfeuer der Kritik stehen, seien gar nicht die massgebenden Trendmacher. Sie sind von der Welle erfasst; man kann ihnen vorwerfen, dass sie ihr zu wenig energischen Widerstand entgegensetzen. Aber sie spiegeln damit nur einen Zustand, der nicht nur die sprachliche Kultur befallen hat. Die Sprache und die Sprachgewohnheiten, die Redens-Unarten eben sind Indikatoren. Wer Sprachsinn und Sprachgefühl hat, wird sie deutlicher und wohl auch schmerzlicher empfinden als der Mensch, der Sprache spärlich hervorbringt. Wenn zum Beispiel Prüfungen

kaum noch ein freies Gespräch, sondern die stumme Zwiesprache des Kandidaten mit einem Multiple-Choice-Fragebogen sind und er nur noch ein Kreuz zu machen braucht, wo er die richtige Lösung weiss oder vermutet, wird sein Sprachvermögen nicht herausgefordert. Der Walkman im Ohr macht seinen Träger unansprechbar und enthebt ihn der Verpflichtung, Antwort zu geben. Die Bildgeschichten in den Comic-Heftchen, in denen auch dem Kindesalter entwachsene Jugendliche noch «lesen», reduzieren Sprache auf die Einsilbler in den Sprechblasen. In der Disco schliesslich dröhnt der Sound, da würde man ohnehin kein Wort verstehen. Gehe ich fehl, wenn ich meine, die Voraussetzungen und die Gelegenheiten für ein gutes Gespräch seien seltener geworden? Zwar wird es sie glücklicherweise immer geben; aber die Zeit ist ihnen im Augenblick nicht günstig. Die Medien nun, die mit akustischen Mitteln Botschaften aussenden, haben neben der Musik nur die gesprochene Sprache, und da scheint es oft, dass sie in der sie umgebenden Sprachlosigkeit mit einer Inflation des Gesprochenen reagieren. Sie möchten ankommen und die unsichtbare Wand zwischen Studio und Hörer oder Zuschauer durchbrechen, indem sie das Publikum möglichst in die Sendung einbeziehen. Da kommt es dann, übers Telephon, zu den sattsam bekannten Formlosigkeiten kumpelhafter Anbiederung. Man plaudert Belangloses und Klischeehaftes und stellt schliesslich die Fragen, die zum Spiel gehören. Aber Gesprächskontakte sind das nicht, sondern Dressurakte. Über den Sender gehen Kommunikationssurrogate. *«Was mich ärgert»*, so hat vor einiger Zeit schon Adolf Muschg bekannt, *«ist die fortgesetzte Behauptung des Sprech-Jockeys, es sei kein Isoliermaterial, was er mir andreht, sondern eine ganz neue Sorte Brüderschaft und Lebensqualität. Der Dialekt hat doch etwas besseres verdient, als zum Vehikel falscher Wohnlichkeit herzuhalten.»* (Der ganze Text dieser «Sonntagsrundschau» ist im Band *«Des Schweizers Deutsch»* gedruckt.)

Ich habe meine Zweifel, ob es allein die Mundart sei, die hier in Schutz zu nehmen wäre. Es geht um Sprache, die mehr ist als Gerede und Palaver. Der Philosoph Ludwig Wittgenstein sagt über sie: *«Unsere Sprache kann man ansehen als eine Stadt: Ein Gewinkel von Gässchen und Plätzen, alten und neuen Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten; und dies umgeben von einer Menge neuer Vororte mit geraden und regelmässigen Strassen und einförmigen Häusern.»* In dieser Stadt zu wohnen und daheim zu sein, ihre Winkel und Plätze genau zu kennen, nicht nur die Vorstädte, die Neubauten, die Quartiere mit den einförmigen Häusern, die bald auf der ganzen Welt gleich aussehen, sondern das Unverwechselbare vor allem, das in Jahrhunderten entstanden und gewachsen ist, gibt uns das Gefühl von Geborgenheit und stiftet Gemeinschaft. Ein Kind, das zu

sprechen beginnt, entdeckt diese seine Sprachheimat, indem es selbständig Erkundungsgänge macht[6]. Es ahmt nicht einfach die Erwachsenen nach, sondern findet sich in einer wundersamen Welt aus Wörtern und Möglichkeiten, sie zu kombinieren und zu verändern, staunend und erobernd allmählich zurecht. Das Kind lernt sprechen, indem es die Sprache schöpferisch braucht. Es spricht nicht einfach nach. Und die «Fehler», die es macht, sind immer auch Entdeckungen oder dann Versuche, das bereits Erworbene auf neue Erfahrungen anzuwenden. Sein Verhältnis zur Sprache ist ursprünglich und natürlich. Wir sollten von ihm lernen und uns diese Ursprünglichkeit bewahren. Wenn ein Student der Germanistik in seiner Seminararbeit schreiben kann, hinsichtlich seiner «Argumentationsstruktur» sei Conrad Ferdinand Meyer *«grosse Klasse»*, und wenn erst noch sein Professor diese Arbeit, in der Wendungen dieser Währung keineswegs die Ausnahme sind, nicht nur akzeptiert, sondern dem Studenten auch noch empfiehlt, sie einer Zeitschriftenredaktion zur Publikation vorzuschlagen, muss angenommen werden, Lehrer und Schüler seien in der Stadt Wittgensteins Fremdlinge. Oder sie zählen, anders gesagt, zu den Zeitgenossen, die *«das Gewinkel von Gässchen und Plätzen»* am liebsten einebnen würden, um es mit den Kasernen der Trivialität zu überbauen.

Gewiss haben alle vorkommenden Sprachformen ihr gutes Recht. Wenn aber Sprache wieder vermehrt zur Heimat werden soll, in der wir als sprechende Wesen wohnen, müssen wir dafür Sorge tragen, dass ihre Vielfalt erhalten bleibt: die mittelalterliche Häuserzeile, die alten Kneipen und die Plätze mit den Brunnen, die kleinen Häuschen und die repräsentativen Bauten, das Münster, das Rathaus, das Stadttheater, das Alte sowohl wie das Neue. Erst alle Bauten zusammen, wie eben auch Mundart und Standardsprache, machen das Ganze aus, den vertrauten Ort, wo wir zuhause sind.

[1] Vgl. dazu: Rudolf Schwarzenbach: Sorgen mit dem Hochdeutschen. Schweizer Monatshefte, Dezember 1983, und Hardy Ruoss: Deutsch – meine beiden Muttersprachen. Schweizer Monatshefte, Oktober 1984. – [2] Rudolf Hotzenköcherle: Die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz. Herausgegeben von Niklaus Bigler und Robert Schläpfer unter Mitarbeit von Rolf Börlin. Band 1 der Reihe Sprachlandschaft. Verlag Sauerländer, Aarau, Frankfurt am Main, Salzburg 1984. – [3] Aarau 1819. Heinrich Remigius Sauerländer. – [4] Guido Frei in seinem Beitrag zu: Des Schweizers Deutsch. Beiträge zum Thema Mundart und Hochsprache. Hallwag Verlag, Bern und Stuttgart 1985. – [5] Peter Sieber / Horst Sitta: Mundart und Standardsprache als Problem der Schule. Band 3 der Reihe Sprachlandschaft. Verlag Sauerländer, Aarau, Frankfurt am Main, Salzburg 1986. – [6] Reichhaltiges Material über Trends und Tollheiten des Neudeutschen, über Spracherwerb und Sprachgebrauch enthalten die beiden Bände von Dieter E. Zimmer: So kommt der Mensch zur Sprache und Redens Arten, beide im Haffmans Verlag, Zürich 1986.